



MARC LEVY

ER & SIE

Eine Liebe in Paris

Roman

blanvalet

Buch

Es war einmal in Paris ...

Sie ist Schauspielerin. Er ist Schriftsteller. Sie heißt Mia. Er heißt Paul. Sie ist eine Engländerin aus London. Er ist ein Amerikaner aus Los Angeles. Sie versteckt sich in Montmartre. Er lebt im Marais. Sie hat sehr viel Erfolg. Er nicht wirklich. Mia ist sogar ein weltweit gefeierter Star, aber Paul hat noch nie von ihr gehört, weil er in seiner ganz eigenen Bücherwelt lebt. Beide fühlen sich einsam, bis sie sich eines Tages in einem kleinen Restaurant begegnen. Obwohl Paul sie zum Lachen bringt und er Mias Ungeschicklichkeit unwiderstehlich findet, wissen beide, dass sie sich nicht verlieben dürfen ...

Autor

Marc Levy wurde 1961 in Frankreich geboren. Nach seinem Studium in Paris lebte er in San Francisco. Mit siebenunddreißig Jahren schrieb er für seinen Sohn seinen ersten Roman, *Solange du da bist*, der von Steven Spielberg verfilmt und auf Anhieb ein Welterfolg wurde. Seitdem wird Marc Levy in fünfundvierzig Sprachen übersetzt, und jeder Roman ist ein internationaler Bestseller. Marc Levy lebt zur Zeit mit seiner Familie in New York.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

MARC LEVY

ER & SIE

Eine Liebe in Paris

Roman

Deutsch
von Amelie Thoma

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Elle & Lui«
bei Editions Robert Laffont, Paris.

Copyright der Originalausgabe © 2015
by Marc Levy/Susanna Lea Associates, Paris
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017
by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkterstr. 28, 81673 München
Redaktion: Gerhard Seidl
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagabbildung: Getty Images/Photodisc
ED · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-19614-1
V002

www.blanvalet.de

Für meinen Vater

Für meine Kinder

Für meine Frau

*Eines Tages werde ich in der Theorie leben,
denn dort geht immer alles gut ...*

Der Regen troff von den Dächern und Fassaden, den Autos und Bussen, den Bürgersteigen und Fußgängern. Seit Beginn des Frühlings fiel er nahezu unablässig.

Mia kam von einem Treffen mit ihrem Agenten. Creston war ein Gentleman alter Schule, er sagte stets die Wahrheit, tat dies jedoch mit Takt. Elegant bis in die Ausdrucksweise, war er überall respektiert, und seine scharfen, aber nie verletzenden Bemerkungen wurden bei Dinnerpartys oft zitiert. Mia war sein Schützling, was im grausamen und oft rücksichtslosen Filmbusiness als unschätzbares Privileg gelten konnte.

An diesem Tag hatte er sich in einer Privatvorführung Mias neuen Film angesehen, und da sie ihn zu solchen Anlässen nie begleiten durfte, hatte sie in seinem Büro auf ihn gewartet.

Nachdem er seinen Regenmantel abgelegt hatte, hatte Creston es sich in seinem Sessel bequem gemacht und Mia nicht länger auf die Folter gespannt.

»Etwas Action, eine Prise Romantik, die Szenen geschickt um einen zu dünnen Plot konstruiert, aber wen schert das heute noch? ... Das wird ein Riesenerfolg!«

Mia kannte Creston gut genug, um zu wissen, dass er nicht mehr dazu sagen würde.

Sie selbst sei wundervoll, fuhr er fort, ein wenig zu oft nackt, darauf müsse man das nächste Mal besser achten und nicht alle naselang ihren Hintern zeigen. Er werde ein Auge darauf haben, im Interesse ihrer Karriere, man würde als Schauspielerin ja so schnell in eine Schublade gesteckt.

»Sagen Sie mir frei heraus, was Sie von dem Film halten, Creston.«

»Du spielst fantastisch, und das ist schon eine Herausforderung

angesichts dieser Rolle. Sicher kann man nicht immer nur Filme drehen, in denen die Leute den Herbst zwischen drei Seitensprüngen, zwei Ehebrüchen und einer Tasse Tee verbringen. Das hier ist ein Actionfilm, die Kamera bewegt sich viel, die Figuren ebenfalls ... mehr gibt es dazu nicht zu sagen.«

»Die Wahrheit, Creston!«

»Es ist ein Scheißfilm, meine Liebe, ein schöner Scheißfilm, der die Kinokassen füllen wird, weil du und dein Mann die Hauptrollen spielen. Das allein ist es schon wert – und nur das, übrigens. Die Presse wird es lieben, euch gemeinsam auf der Leinwand zu sehen, und noch mehr wird sie es lieben, dass du ihn dabei in den Schatten stellst. Glaube mir, ich sage das nicht, um dir zu schmeicheln, sondern weil es offensichtlich ist.«

»Im Alltag gibt er den Ton an«, gab Mia mit einem matten Lächeln zurück.

Creston strich sich nachdenklich über den Bart. »Wie geht es euch als Paar?«

»Falls wir noch eins sind ...«

»Vorsicht, Mia, keine Dummheiten.«

»Was für Dummheiten?«

»Du hast mich genau verstanden. Ist es denn so schlimm?«

»Der Dreh hat uns einander nicht gerade nähergebracht.«

»Das ist genau das, was ich jetzt nicht hören möchte, zumindest bis zum Filmstart. Der Erfolg dieses Meisterwerks basiert allein auf eurem Zusammenspiel, im Kino wie im Leben.«

»Haben Sie neue Drehbücher für mich?«

»Einige.«

»Creston, ich würde gern ins Ausland gehen, weit weg von London und seinem ewigen Grau. Ich möchte eine intelligente, sensible Rolle spielen, Dinge hören, die mich berühren, mich zum Lachen bringen, Gefühle teilen, und wenn es nur in einem ganz kleinen Film ist.«

»Und ich hätte gern, dass mein alter Jaguar niemals kaputtgeht, aber in Wahrheit nennt mich mein Automechaniker schon längst beim Vornamen.

Ich habe alles darangesetzt, dir eine Karriere aufzubauen, du hast in England ein Riesenpublikum, Fans, die dafür bezahlen würden, dich das Telefonbuch vorlesen zu hören, und langsam beginnt man, dich überall auf dem Kontinent zu schätzen. In Anbetracht der Marktlage sind deine Gagen unverschämt hoch, und wenn dieser Film so erfolgreich wird, wie ich erwarte, wirst du bald die am besten dotierte Schauspielerin deiner Generation sein. Also, hab ein wenig Geduld, bitte. Sind wir uns einig? In ein paar Wochen rauschen die amerikanischen Angebote herein wie dieser Londoner Dauerregen. Du wirst bei den ganz Großen mitspielen.«

»Den großen Närrinnen, die lachen, obwohl sie traurig sind?«

Creston richtete sich in seinem Sessel auf und hüstelte. »Diesen und anderen, die glücklich sind. Und nun möchte ich diese Trauermiene nicht mehr sehen, Mia«, fügte er strenger hinzu. »Nach den Interviews wird es euch wieder besser gehen. Ihr werdet so viel lächeln müssen während der Promotiontour, dass es am Ende abfärbt.«

Mia trat ans Bücherregal, öffnete das Zigarettenkästchen, das dort stand, und nahm sich eine heraus.

»Du weißt, dass ich es nicht leiden kann, wenn man in meinem Büro raucht.«

»Warum haben Sie dann Zigaretten hier?«

»Für Notfälle.«

Mia sah Creston an und setzte sich wieder, die unangezündete Zigarette zwischen den Lippen. »Ich glaube, er betrügt mich«, sagte sie.

»Wer wird heutzutage nicht auf die ein oder andere Weise betrogen?«, gab er zurück, während er seine Post durchsah.

»Das ist überhaupt nicht komisch.«

Creston unterbrach seine Lektüre. »Tut er es gelegentlich oder die ganze Zeit?«

»Ändert das etwas?«

»Und du, bist du ihm nie untreu geworden?«

»Nein. Na ja, ein Mal, ein Kuss. Mein Filmpartner küsste wunderbar, und ich konnte es in dem Moment gut gebrauchen. Außerdem wirkte die

Szene dadurch echter, das ist nicht wirklich untreu, oder?»

»Die Intention zählt. In welchem Film war das?«, fragte Creston mit hochgezogener Augenbraue.

Mia sah aus dem Fenster, und ihr Agent seufzte.

»Gut, nehmen wir an, dass er dich betrügt. Welche Bedeutung hat das schon, wenn ihr euch nicht mehr liebt?«

»Er ist es, der mich nicht mehr liebt. Ich liebe ihn noch.«

Creston öffnete seine große Schreibtischschublade, holte einen Aschenbecher heraus und riss ein Streichholz an. Mia nahm einen tiefen Zug, und er fragte sich, ob sie blinzelte, weil ihr der Rauch in die Augen stieg, hütete sich aber, ihr diese Frage zu stellen.

»Er war der Star und du eine Anfängerin. Er hat sich als der große Pygmalion gefühlt, doch dann hat seine Schülerin den Meister überholt. Ein herber Schlag für sein Ego. Vorsicht mit der Asche, ich hänge sehr an meinem Teppich.«

»Sagen Sie das nicht, das ist nicht wahr.«

»Und ob es wahr ist. Ich behaupte ja nicht, er sei ein schlechter Schauspieler, aber ...«

»Aber was?«

»Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, wir reden später darüber. Ich habe noch Termine.«

Creston umrundete den Schreibtisch, nahm Mia behutsam die Zigarette aus der Hand und drückte sie im Aschenbecher aus. Dann legte er ihr einen Arm um die Schultern und schob sie zur Tür. »Bald wirst du spielen, wo es dir gefällt, New York, Los Angeles, Rom. Bis dahin mach keine Dummheiten! Einen Monat, das ist alles, worum ich dich bitte, deine Zukunft hängt davon ab. Versprichst du es mir?«

Vor Crestons Büro hatte Mia ein Taxi zur Oxford Street genommen. Immer wenn sie niedergeschlagen war, und das war in den letzten Wochen mehr als einmal vorgekommen, ging sie auf dieser pulsierenden Geschäftsstraße spazieren.

In den Gängen eines Kaufhauses hatte sie versucht, David zu erreichen,

war jedoch nur an die Mailbox geraten.

Was trieb er an diesem Nachmittag? Wo steckte er seit zwei Tagen? Zwei Tage und zwei Nächte ohne ein einziges Lebenszeichen, abgesehen von der lakonischen Nachricht auf dem Anrufbeantworter zu Hause: Er wolle auf dem Land etwas ausspannen, sie solle sich keine Sorgen machen. Sie tat genau das Gegenteil.

Zurück in ihrer Wohnung, hatte Mia beschlossen, sich am Riemen zu reißen. David sollte nichts von ihrem Kummer mitbekommen. Sie würde Haltung bewahren, ihn nicht einmal errahnen lassen, welche trostlosen Gedanken sie während seiner Abwesenheit geplagt hatten, und vor allem würde sie keinerlei Fragen stellen.

Eine Freundin hatte Mia gebeten, sie zur Eröffnung eines Restaurants zu begleiten. Also beschloss sie, sich richtig in Schale zu werfen. Warum sollte sie David nicht auch ein bisschen eifersüchtig machen? Außerdem war es immer noch besser, von Unbekannten umgeben zu sein, als allein zu Hause Trübsal zu blasen.

Das Lokal war riesig, die Musik zu laut, der Saal brechend voll. Es war unmöglich, sich zu unterhalten oder auch nur einen Schritt zu tun, ohne jemanden zu berühren. *Wer kann nur Gefallen an so einer Veranstaltung finden?*, dachte sie, ehe sie sich ins Getümmel stürzte.

Am Eingang empfing sie ein Blitzlichtgewitter. Darum also war ihre Freundin so erpicht darauf gewesen, dass sie sie begleitete. Sie wollte sich auf den Celebrity-Seiten der Hochglanzmagazine wiederfinden, einmal vom flüchtigen Hauch des Ruhms gestreift werden. *Mein Gott, David, warum lässt du mich an so einem Ort alleine rumstehen? Das werde ich dir hundertfach heimzahlen, Monsieur Ich-muss-mal-ausspannen.*

Ihr Telefon klingelte, eine unterdrückte Nummer – um diese Zeit, das konnte nur er sein. Wie sollte sie ihn in diesem Tohuwabohu verstehen? *Wenn ich Scharfschütze wäre, würde ich den DJ umlegen*, dachte sie.

Sie sah sich suchend um: Sie befand sich genau zwischen Eingang und Küche. Die Menge schob sie langsam in Richtung Küche, doch sie beschloss, sich gegen den Strom durchzukämpfen. Sie nahm das Gespräch

an und schrie: »Leg nicht auf!« *Na bravo, meine Liebe, ich dachte, du wolltest ganz cool bleiben.*

Sich eine Bresche schlagen, die Schnepfe auf ihren High Heels und den Tollpatsch zu ihren Füßen beiseiteschieben. Der skelettösen Bohnenstange, die sich rekelt wie ein Aal, auf den Zeh treten und um den Schönling herumdribbeln, der sie ins Visier genommen hat, *viel Spaß, mein Junge, die sieht wirklich äußerst unterhaltsam aus.* Nur noch zehn Schritte bis zur Tür.

»Bleib dran, David!« *Halt die Klappe, dumme Kuh.*

Den Türsteher mit Blicken anflehen, dass er ihr hilft, hier herauszukommen.

Endlich draußen, auf der vergleichsweise ruhigen Straße, an der frischen Luft. Nur weg von diesen Menschentrauben, die warten, um in die Hölle eingelassen zu werden.

»David?«

»Wo bist du?«

»Auf einer Veranstaltung ...« *Wie kann er es wagen, diese Frage zu stellen?*

»Amüsierst du dich, Liebling?«

Heuchler! »Ja, es ist ganz lustig ...« *Wo hast du den Unsinn her!*

»Und du«, *Blödmann*, »wo bist du ...« *Seit zwei Tagen?*

»Auf dem Weg nach Hause. Kommst du bald?«

»Ich bin im Taxi ...« *Ein Taxi finden, schnell ein Taxi.*

»Ich dachte, du bist auf einer Veranstaltung?«

»Ich war gerade am Gehen, als du angerufen hast.«

»Dann kommst du wahrscheinlich vor mir an. Wenn du müde bist, warte nicht auf mich, es ist überall Stau, selbst um diese Uhrzeit. London ist wirklich unmöglich geworden.«

Du bist unmöglich geworden! Wie kannst du mir sagen, dass ich nicht auf dich warten soll? Seit zwei Tagen tue ich nichts anderes, als auf dich zu warten.

»Ich lass das Licht an.«

»Wunderbar, ich küss dich, bis gleich.«

Ein schillernder Gehweg, Pärchen unter Regenschirmen ...

... und ich, einsam wie der letzte Trottel. Film oder nicht, morgen ändere ich

mein Leben. Nein, nicht morgen, gleich heute Abend!

PARIS, ZWEI TAGE SPÄTER.

»Warum passt grundsätzlich immer erst der letzte Schlüssel ins Schloss?«, schimpfte Mia.

»Weil im Leben einfach nichts passt, sonst wäre es hier im Treppenhaus ja auch nicht stockfinster«, gab Daisy zurück, während sie versuchte, das Schlüsselloch so gut es ging mit ihrem Handy zu beleuchten.

»Ich will mich nie wieder in die Idealvorstellung eines Menschen verlieben, ich möchte eine Realität, die mir entspricht. Ich möchte Gegenwart, nur noch Gegenwart.«

»Und ich möchte eine etwas weniger unsichere Zukunft.« Daisy seufzte. »Bis dahin, gib mir die Schlüssel, wenn du es nicht hinkriegst, mein Akku ist fast leer.«

Der letzte Schlüssel passte tatsächlich. In der Wohnung betätigte Daisy den Lichtschalter, doch alles blieb dunkel.

»Es scheint im ganzen Gebäude kein Licht zu geben.«

»Genau wie in meinem Leben«, bekräftigte Mia.

»Wir wollen mal nicht übertreiben.«

»Ich kann mir und anderen einfach nichts vormachen«, begann Mia wieder in einem Mitleid heischenden Ton, doch Daisy kannte sie zu gut, um darauf hereinzufallen.

»Erzähl keinen Quatsch, du bist eine talentierte Schauspielerin, es ist dein Job, anderen etwas vorzumachen ... Ich hatte doch irgendwo Kerzen, warte mal, wenn jetzt nur mein Handy nicht ...«

Der Bildschirm des Telefons erlosch.

»Und wenn ich einfach allen sage, sie können mich mal?«, flüsterte Mia.

»Schon mal darüber nachgedacht, mir zu helfen?«

»Sicher, aber man sieht wirklich überhaupt nichts.«

»Es beruhigt mich, dass dir das auffällt!«

Daisy tastete sich vorwärts, erfüllte den Tisch, umrundete ihn, stieß dabei einen Stuhl um und erreichte endlich schimpfend den Küchentresen. Immer noch tastend fand sie den Herd, nahm die Streichhölzer vom Regal und entzündete eine der Gasflammen.

Ein bläulicher Schimmer erhellte schwach die nähere Umgebung.

Mia setzte sich, während Daisy jedes einzelne Schubfach durchwühlte. Duftkerzen waren bei ihr tabu – eine Folge ihrer gastronomischen Leidenschaft: Nichts durfte das Aroma eines Gerichts stören. Da, wo bei manchen Lokalen das Schild »Keine Zahlung mit Kreditkarte« an der Ladedür hing, hätte sie gerne die Aufschrift »Kein Zutritt für zu stark parfümierte Leute« angebracht.

Endlich fand sie die Kerzen und zündete sie an. Der Schein der Flammen ließ den Raum aus der Dunkelheit treten.

Daisys Wohnung bestand im Wesentlichen aus ihrer Küche. Sie war der eigentliche Wohnraum und alleine größer als die beiden angrenzenden Schlafzimmer und das dazwischenliegende Bad zusammen. Auf der Arbeitsfläche drängten sich dicht an dicht in Terrakottatöpfen Thymian-, Lorbeer-, Rosmarinpflanzen, Dill, Oregano, Melisse und ein kleiner Gorria-Strauch. Diese Küche war Daisys Labor, in dem sie sich austobte und entspannte. Hier kreierte sie ihre Gerichte, ehe sie die Gäste ihres kleinen, zwei Schritte von ihrer Wohnung entfernt auf dem Montmartre gelegenen Restaurants damit beglückte.

Daisy war zu keinem großen Koch in die Lehre gegangen, sie hatte ihr Metier von ihrer Familie und von ihrer Heimat, der Provence, gelernt. Als Kind hatte sie, während ihre Altersgenossen im Schatten der Pinien und Olivenbäume spielten, ihrer Mutter zugesehen und sich jeden ihrer Handgriffe angeeignet.

Im Garten, der ihr Haus umgab, lernte sie, Kräuter auszulesen, und am Herd, sie zu kombinieren. Kochen war ihr Leben.

»Hast du Hunger?«, fragte sie Mia.

»Ja, vielleicht. Na ja, ich weiß nicht.«

Daisy nahm einen Teller mit Pfifferlingen und einen Bund glatte Petersilie aus dem Kühlschrank und erleichterte den Knoblauchzopf, der zu ihrer Rechten hing, um eine Knolle.

»Muss da Knoblauch ran?«, fragte Mia.

»Hast du heute Abend noch vor, jemanden zu küssen?«, gab Daisy zurück und begann, die Petersilie mit dem Messer fein zu hacken. »Erzählst du mir, was passiert ist, während ich koche?«

Mia holte tief Luft. »Es ist nichts passiert«, sagte sie dann.

»Du tauchst kurz vor Feierabend in meinem Bistro auf, mit einer Reisetasche unterm Arm und einem Gesicht, als wäre gerade die Welt untergegangen, und hast seitdem nicht einen Moment aufgehört zu jammern. Ich schliesse daraus, dass du nicht hergekommen bist, weil du so große Sehnsucht nach mir hattest.«

»Irgendwie ist wirklich gerade die Welt untergegangen.«

Daisy hielt in ihren Vorbereitungen inne. »Ich bitte dich, Mia! Du kannst mir gern alles erzählen, aber ohne Seufzer und Theater, hier sind weit und breit keine Kameras.«

»Du würdest einen exzellenten Regisseur abgeben.«

»Kann schon sein. Ich höre.«

Und während Daisy in der Küche zugange war, berichtete Mia ihr, was sie hergeführt hatte.

Als plötzlich das Licht wieder anging, zuckten die beiden Freundinnen erschrocken zusammen. Daisy betätigte den Dimmer, um die grelle Beleuchtung etwas zu dämpfen, dann ließ sie die elektrischen Jalousien hochfahren, die einen herrlichen Blick über Paris freigaben.

Mia trat ans Fenster und fragte: »Hast du Zigaretten?«

»Auf dem kleinen Tisch da, keine Ahnung, wer die hier vergessen hat.«

»An Liebhabern scheint es dir ja nicht zu mangeln, wenn du nicht mal weißt, wer seine Zigaretten bei dir liegen lässt.«

»Wenn du rauchen möchtest, geh auf die Terrasse!«

»Kommst du mit raus?«

»Habe ich eine Wahl, wenn ich die Fortsetzung hören möchte?«

»Du hast also das Licht im Schlafzimmer angelassen?«, fragte Daisy und schenkte ihnen Wein nach.

»Ja, aber nicht im Ankleideraum. Da habe ich einen Hocker in den Weg gestellt, damit er sich daran stößt.«

»Ihr habt einen Ankleideraum?«, fragte Daisy. »Und dann?«

»Ich habe so getan, als schlief ich. Er hat sich im Bad ausgezogen und lange geduscht, ehe er ins Bett kam und das Licht ausgemacht hat. Ich habe gewartet, dass er mir einen Kuss gibt und irgendetwas sagt. Aber er hatte wohl nicht genug ausgespannt: Er ist sofort eingeschlafen.«

»Gut, möchtest du meine Meinung hören? Egal, ich sage sie dir sowieso. Du bist mit einem Mistkerl verheiratet. Die simple, aber entscheidende Frage ist, ob seine Qualitäten ausreichen, um seine Fehler liebenswert erscheinen zu lassen. Nein, die eigentliche Frage ist, warum du in ihn verliebt bist, wenn er dich doch so unglücklich macht. Es sei denn, du bist genau deshalb in ihn verliebt, weil er dich unglücklich macht.«

»Ich war sehr glücklich mit ihm, am Anfang.«

»Das hoffe ich! Wenn es nicht mal mehr am Anfang schön wäre, würden die Traumprinzen aus der Literatur verschwinden und romantische Komödien kämen ins Regal für die Horrorfilme. Sieh mich nicht so an, Mia! Falls du wissen möchtest, ob er dich betrügt, musst du ihn das fragen, nicht mich. Und leg die Zigarette weg, du rauchst zu viel. Das ist Tabak, keine Liebe.«

Tränen rannen über Mias Wangen.

Daisy setzte sich neben sie, um sie in die Arme zu nehmen. »Wein dich ruhig aus, weine, wenn dich das erleichtert. Liebeskummer tut schrecklich weh, aber das wahre Unglück ist, wenn das Leben sich in eine Wüste verwandelt.«

Mia hatte sich geschworen, auf jeden Fall Haltung zu bewahren, aber Daisy gegenüber war es etwas anderes. Eine so lange, innige Freundschaft wie ihre, das war schon eher eine Wahlverwandschaft. »Was meinst du mit Wüste?«, fragte sie und fuhr sich mit den Händen über die Wangen.

»Ist das deine Art, mich endlich zu fragen, wie es mir geht?«

»Fühlst du dich auch einsam? Meinst du, wir werden jemals glücklich sein?«

»Mir scheint, du warst es die letzten Jahre, und nicht zu knapp. Du bist eine bekannte und anerkannte Schauspielerin, ein Film bringt dir mehr ein, als ich in meinem ganzen Leben verdienen werde, und du bist ... verheiratet. Hast du die Abendnachrichten gesehen? Wir haben wirklich kein Recht, uns zu beklagen.«

»Wieso, was ist passiert?«

»Keine Ahnung, aber wenn es eine gute Nachricht gäbe, wären die Leute auf der Straße, um sie zu feiern. Wie waren meine Pfifferlinge?«

»Deine Küche ist das beste Antidepressivum der Welt.«

»Was meinst du, warum ich Köchin werden wollte? Und jetzt ab ins Bett! Morgen rufe ich deinen Idioten von einem Ehemann an, sage ihm, dass du über alles im Bilde bist, dass er die tollste Frau überhaupt betrogen hat und dass du ihn verlässt, nicht für einen anderen, sondern wegen seiner eigenen Dummheit. Wenn ich erst aufgelegt habe, wird er derjenige sein, der unglücklich ist.«

»Das willst du nicht wirklich tun?«

»Nein, du wirst es tun.«

»Obwohl ich große Lust dazu hätte, ich kann nicht.«

»Warum? Willst du lieber weiter in diesem billigen Melodram mitspielen?«

»Weil wir die Stars in einem Film sind, der viel Geld gekostet hat und der in einem Monat in die Kinos kommt. Ich muss auch auf der Straße meine Schauspielkunst beweisen, in der wunderbaren Rolle der erfüllten Ehefrau – das perfekte Glück. Wenn die Leute die Wahrheit über David und mich erfahren, wer würde uns das glückliche Paar auf der Leinwand dann noch abnehmen? Das würde mir der Produzent niemals verzeihen, ebenso wenig wie mein Agent. Und außerdem: Ich bin bereit, der Tatsache ins Gesicht zu sehen, dass ich betrogen wurde, aber auf die öffentliche Demütigung kann ich gern verzichten.«

»Sicher, man muss ganz schön abgebrüht sein, um diese Rolle erfolgreich durchzuziehen.«

»Was glaubst du, warum ich hier bin? Ich wäre niemals in der Lage, das länger durchzuhalten. Du musst mich bei dir verstecken.«

»Wie lange?«

»So lange du mich erträgst.«

An der Porte de la Chapelle angekommen, querte ein Saab Cabriolet drei Spuren, ohne sich um den Protest der anderen Fahrer zu scheren, und bog von der Périphérique auf die A1 Richtung Roissy-Charles-de-Gaulle ein.

»Warum muss eigentlich immer nur ich ihn vom Flughafen abholen? Dreißig Jahre sind wir schon befreundet, und ich könnte schwören, dass er sich noch nie revanchiert hat. Ich bin einfach zu nett, das ist das Problem! Ohne mich wären sie nicht mal zusammen. Ein kleines Dankeschön hat noch keinen umgebracht, aber nein, nichts!«, grummelte Paul mit einem Blick in den Rückspiegel. »Sicher, ich bin Jos Patenonkel, aber wen hätten sie auch sonst nehmen sollen? Pilguez? Nie im Leben, außerdem ist seine Frau schon die Patentante. Genau das meine ich, ich bin immer behilflich, ich verbringe mein Leben damit, behilflich zu sein. Ich sage ja nicht, dass ich das nicht gern mache, aber es wäre auch schön, wenn ab und zu mal einer an mich denken könnte. Lauren, zum Beispiel, als ich in San Francisco gewohnt habe, hat sie mich da jemals einer Assistenzärztin vorgestellt? Nicht, dass es daran im Krankenhaus gemangelt hätte, ebenso wenig wie an Fach- oder sonstigen Ärztinnen. Aber nein, nie! Sicher, die haben furchtbare Arbeitszeiten. Wenn der Typ hinter mir noch einmal aufblendet, lege ich eine Vollbremsung hin! Ich muss aufhören, Selbstgespräche zu führen. Arthur hatte ja damals gute Gründe, aber ich ... mich werden sie wirklich noch für verrückt halten. Nur, mit wem soll ich sonst reden? Mit meinen Romanfiguren? Nein, ich muss wirklich damit aufhören, ich bin doch kein Opa. Alte Leute reden immer mit sich selbst. Wenn sie denn alleine sind, ansonsten reden sie miteinander oder mit ihren Kindern. Werde ich jemals Kinder haben? Auch ich werde langsam älter.«

Er betrachtete sich wieder im Rückspiegel.

Der Saab hielt an der voll automatisierten Schranke, Paul zog sein Ticket

aus der Maschine. »Danke«, sagte er, während er die Scheibe hochfahren ließ.

Der Flug AF 83 wurde auf der großen Ankunftstafel als pünktlich angezeigt. Paul konnte es kaum erwarten.

Die ersten Reisenden kamen heraus, nur eine kleine Gruppe, vielleicht die Passagiere der ersten Klasse.

Nachdem sein erster Roman erschienen war, hatte Paul beschlossen, die Architektenkarriere vorerst auf Eis zu legen.

Das Schreiben hatte ihm ein ungeahntes Gefühl der Freiheit verschafft. Eines Tages hatte er damit angefangen, ohne groß nachzudenken, einfach weil er Gefallen daran gefunden hatte, Seite um Seite mit Buchstaben zu bedecken. Beinahe dreihundert Seiten, um genau zu sein, bis er das Wort »Ende« tippte. Jeden Abend zog die Geschichte ihn in ihren Bann, er ging fast gar nicht mehr aus und aß meist vor seinem Computer. Nacht für Nacht verbrachte Paul in einer erdachten Welt, glücklich in Gesellschaft seiner Figuren, die seine Freunde geworden waren. Unter seiner Feder wurde alles möglich.

Als der Text fertig war, ließ er ihn einfach auf seinem Schreibtisch liegen.

Ein paar Wochen später, nach einem harmlosen Abend, an dem Arthur und Lauren sich zu ihm zum Essen eingeladen hatten, nahm sein Leben eine jähe Wendung. Im Lauf des Abends hatte Lauren einen Anruf von der Krankenhausleitung bekommen und Paul gebeten, sich in sein Arbeitszimmer zurückziehen zu dürfen, damit sie ungestört telefonieren könne.

Gelangweilt von den Ausführungen ihres Chefs, hatte sie das Manuskript bemerkt und begonnen, es zu überfliegen, dann so gebannt gelesen, dass sie den Faden des Gesprächs verlor. Als Professor Krauss endlich auflegte, las sie einfach weiter. Eine gute Stunde später streckte Paul den Kopf herein, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, und fand sie lächelnd in die Lektüre vertieft.

»Störe ich?«

Sie zuckte erschrocken zusammen. »Paul! Das ist großartig, weißt du das?«

»Findest du nicht, du hättest vorher fragen sollen, ob du es lesen darfst?«

»Darf ich es mit nach Hause nehmen, um es fertig zu lesen?«

»Normale Menschen beantworten eine Frage nicht mit einer anderen Frage.«

»Aber das hast du doch selbst gerade getan. Darf ich?«

»Gefällt es dir wirklich?«, hatte sich Paul zweifelnd versichert.

»Ja, wirklich«, hatte Lauren geantwortet, während sie die Seiten zusammenschob.

Dann hatte sie das Manuskript genommen und war ohne ein weiteres Wort zurück ins Wohnzimmer gegangen.

»Habe ich etwa ja gesagt?«, beharrte er, als er sie eingeholt hatte, um ihr dann ins Ohr zu flüstern, sie solle bloß Arthur nichts davon erzählen.

»Ja gesagt, wozu?«, fragte dieser.

»Ich weiß nicht mehr«, gab Lauren zurück. »Gehen wir?«

Ehe Paul reagieren konnte, standen die beiden schon auf dem Treppenabsatz und bedankten sich für den schönen Abend.

Weitere Reisende kamen nun aus dem Ankunftsbereich, diesmal waren es schon deutlich mehr, aber die beiden, derentwegen er hier war, waren nicht darunter.

»Was treiben die bloß! Müssen die erst noch das Flugzeug putzen? Was vermisste ich eigentlich am meisten, seit ich in Paris lebe? Das Haus in Carmel ... Wie habe ich es geliebt, die Wochenenden dort mit ihnen zu verbringen, den Sonnenuntergang am Strand zu genießen. Sieben Jahre sind es nun bald. Kinder, wie die Zeit vergeht! Sie fehlen mir am meisten. Klar, es gibt Videoanrufe, schön und gut, aber es ist doch etwas ganz anderes, einen geliebten Menschen in den Arm zu nehmen, seine Gegenwart zu spüren. Ich muss mit Lauren über meine Migräneanfälle sprechen, das ist ihr Gebiet. Oder nein, sie wird mir nur alle möglichen Untersuchungen verordnen, das ist lächerlich, nicht jeder Kopfschmerz ist gleich das erste Anzeichen eines Hirntumors. Na ja, mal sehen. Kommen

die jetzt bald mal raus da?«

Green Street war menschenleer. Nachdem Arthur den Ford Kombi geparkt hatte, hielt er Lauren die Beifahrertür auf und sie stiegen zusammen die Treppen ins oberste Stockwerk des viktorianischen Hauses hinauf, in dem sie wohnten. Es gab sicher nur wenige Paare, die dasselbe Appartement geteilt hatten, bevor sie einander kennenlernten, aber das ist eine andere Geschichte ...

Arthur musste noch ein paar Skizzen für einen wichtigen Kunden anfertigen. Er küsste Lauren und entschuldigte sich, ehe er sich an seinen Architektenschreibtisch setzte. Lauren schlüpfte sofort unter ihre Decke und vertiefte sich wieder in Pauls Manuskript.

Mehrmals meinte Arthur, sie auf der anderen Seite der dünnen Trennwand lachen zu hören. Jedes Mal warf er einen Blick auf seine Uhr, ehe er den Stift wieder zur Hand nahm. Als er, später in der Nacht, Schluchzer hörte, stand er auf, öffnete behutsam die Schlafzimmertür und fand seine Frau in die Lektüre versunken vor.

»Was hast du?«, fragte er besorgt.

»Nichts«, antwortete sie, legte rasch das Manuskript beiseite und angelte sich ein Papiertaschentuch vom Nachttisch.

»Willst du mir nicht sagen, warum du traurig bist?«

»Ich bin nicht traurig.«

»Sieht es schlecht aus für einen deiner Patienten?«

»Im Gegenteil, mir scheint eher, er hat die besten Aussichten.«

»Und darum weinst du?«

»Kommst du ins Bett?«

»Nicht, ehe du mir nicht gesagt hast, was dich nicht schlafen lässt.«

»Ich weiß nicht, ob ich das darf.«

Arthur baute sich vor Lauren auf, entschlossen, ihr die Wahrheit zu entlocken.

»Es geht um Paul«, gab sie endlich nach.

»Ist er krank?«

»Nein, er hat geschrieben ...«

- »Was hat er geschrieben?«
- »Ich muss ihn um Erlaubnis bitten, ehe ich ...«
- »Paul und ich haben keinerlei Geheimnisse voreinander.«
- »Scheinbar doch. Bitte, besteh nicht darauf. Komm ins Bett, es ist spät.«

Am nächsten Abend rief Lauren Paul bei der Arbeit an.

»Ich muss mit dir reden. Ich habe in einer halben Stunde Dienstschluss, komm in die Cafeteria gegenüber dem Krankenhaus.«

Verunsichert zog Paul sich die Jacke über und verließ sein Büro. Vor dem Aufzug traf er auf Arthur.

- »Wo gehst du hin?«, fragte Paul.
- »Ich hole meine Frau von der Arbeit ab.«
- »Kann ich mitkommen?«
- »Bist du krank, Paul?«
- »Ich erklär's dir unterwegs, los, beeil dich, du alte Tranfunzel!«

Als Lauren aus dem Krankenhaus auf den Parkplatz trat, stürzte Paul gleich auf sie zu. Arthur zögerte einen Moment, ehe er ihm folgte.

»Wir sehen uns zu Hause«, sagte Lauren zu ihm. »Paul und ich haben etwas zu besprechen.«

Sie ließen Arthur einfach stehen und verschwanden in der Cafeteria.

»Hast du es zu Ende gelesen?«, fragte Paul, nachdem sie bestellt hatten.

- »Ja, gestern Nacht.«
- »Und, hat es dir gefallen?«
- »Sehr. Ich habe einiges wiedererkannt, was mich betrifft.«
- »Ich weiß, ich hätte dich um Erlaubnis bitten sollen.«
- »Das hättest du tun können.«
- »Es wird sowieso niemand außer dir die Geschichte je zu Gesicht bekommen.«

»Genau darüber wollte ich mit dir sprechen. Du musst sie an einen Verlag schicken. Ich bin sicher, sie werden sie veröffentlichen.«

Paul wollte davon nichts wissen. Erstens vermochte er sich beim besten

Willen nicht vorzustellen, dass sein Manuskript einen Verlag interessieren könnte, und selbst wenn, war ihm der Gedanke unerträglich, dass Fremde lesen würden, was er geschrieben hatte.

Lauren führte alle erdenklichen Argumente an, aber Paul blieb stur. Als sie ihn zum Abschied um die Erlaubnis bat, Arthur in das Geheimnis einzuweihen, tat Paul, als hätte er es nicht gehört.

Zu Hause angekommen, gab sie Arthur das Manuskript. »Hier«, sagte sie. »Wir sprechen darüber, wenn du es gelesen hast.«

Nun war es Lauren, die Arthur immer wieder lachen hörte oder in der Stille die Rührung vernahm, die ihn beim Lesen bestimmter Passagen ergriff. Drei Stunden später kam er zu ihr ins Wohnzimmer.

»Und?«

»Er hat sich offenbar von unserer Geschichte inspirieren lassen, aber es hat mir sehr gut gefallen.«

»Ich habe ihm geraten, es an einen Verlag zu schicken, doch davon wollte er nichts wissen.«

»Das kann ich verstehen.«

Pauls Manuskript veröffentlicht zu sehen, wurde für die junge Ärztin zur fixen Idee. Sobald sie ihn traf oder am Telefon sprach, stellte sie ihm immer dieselbe Frage: Hatte er sein Manuskript weggeschickt? Paul verneinte jedes Mal und bat sie, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Eines späten Sonntagnachmittags klingelte Pauls Handy. Es meldete sich nicht Lauren, sondern ein Lektor von Simon & Schuster.

»Sehr witzig, Arthur«, hatte Paul genervt ausgestoßen.

Überrascht gab der Anrufer zurück, er habe soeben die Lektüre eines Romans beendet, der ihm sehr gefallen habe, und würde nun gerne den Autor sprechen.

Die Verwechslung zog sich noch eine Weile hin. Überzeugt, Arthur am anderen Ende der Leitung zu haben, reihte Paul eine flapsige Replik an die andere. Zunächst noch amüsiert, schlug der Lektor ihm schließlich vor, ihn am nächsten Tag in seinem Büro aufzusuchen, dann hätte er den Beweis,

dass es sich nicht um einen Scherz handelte. Paul kamen ernste Zweifel.

»Wie kommen Sie an mein Manuskript?«

»Ein Freund hat es mir in Ihrem Namen gegeben.«

Nachdem der Mann ihm die Verlagsadresse genannt hatte, legte er auf. Paul begann, in seiner Wohnung herumzutigern. Als er es nicht länger aushielt, sprang er in seinen Saab und fuhr quer durch die Stadt ins San Francisco Memorial Hospital.

In der Notaufnahme verlangte er, Lauren zu sprechen, und zwar so-fort! Die Schwester entgegnete, er sehe nicht besonders krank aus. Paul warf ihr einen finsternen Blick zu. Notfälle seien im Leben nicht immer medizinischer Natur, sie habe genau zwei Sekunden, um Lauren anzupiepsen, sonst werde er ein Riesentheater machen. Die Schwester gab dem Sicherheitsbeamten ein Zeichen. Zum Glück erschien in diesem Moment Lauren, bemerkte Paul und ging erfreut auf ihn zu.

»Was treibst du denn hier?«

»Hast du einen Freund, der Lektor ist?«

»Nein«, antwortete sie, den Blick auf ihre Schuhspitzen geheftet.

»Hat Arthur einen Freund, der Lektor ist?«

»Auch nicht«, murmelte sie.

»Ist das schon wieder einer von euren Streichen?«

»Diesmal nicht.«

»Was hast du getan?«

»Nichts Schlimmes. Die Entscheidung liegt immer noch ganz bei dir.«

»Kannst du mir das jetzt mal erklären?«

»Der Freund einer meiner Kollegen ist Lektor. Ich habe ihm das Manuskript gegeben, um eine unabhängige Meinung zu hören.«

»Dazu hattest du kein Recht.«

»Vor einiger Zeit hast du auch einmal in meinem Namen gehandelt, ohne mich vorher um Erlaubnis zu bitten, und heute bin ich dir dankbar dafür. Ich habe dem Schicksal ein bisschen auf die Sprünge geholfen, na und? Wie gesagt, die Entscheidung liegt allein bei dir.«

»Welche Entscheidung?«

3

Der Wagen, der Julia zurückfuhr, glitt im plötzlich einsetzenden Platzregen langsam die Fifth Avenue entlang. Während er vor einer roten Ampel stand, starrte Julia in das Schaufenster des großen Spielwarenladens an der Ecke 58th Street und entdeckte darin einen riesigen Fischotter aus graublauem Plüsch.

An einem Samstagnachmittag, ähnlich diesem, hatte Tilly das Licht der Welt erblickt. Der Regen hatte so heftig an die Fenster von Julias Büro getrommelt, dass sich kleine Bäche auf den Scheiben bildeten. Gedankenverloren sah Julia bald Flüsse entstehen, die hölzernen Rahmen wurden zu den Ufern des Amazonasdeltas, und der Blätterhaufen, den der Wind durch die Luft wirbelte, wurde zum Bau eines kleinen Säugetiers, den die Fluten mit sich reißen sollten, was die Gemeinschaft der Fischotter in tiefe Verzweiflung stürzte.

In der folgenden Nacht ließ der Regen nicht nach. Allein in dem großen Computerraum des Animationsstudios, in dem sie arbeitete, entwarf Julia daraufhin die ersten Skizzen ihrer neu erfundenen Figur. Sie war außerstande, die vor dem Computer verbrachten Stunden zu zählen, in denen sie gezeichnet, animiert, koloriert und jeden Ausdruck, jede Mimik ersonnen hatte, die den blauen Fischotter zum Leben erweckten. Außerstande, sich an die vielen späten Besprechungen zu erinnern, an die Zahl der Wochenenden, die sie der Geschichte von Tilly und seiner Familie gewidmet hatte. Der Erfolg, den die Comicfigur haben sollte, war die Entschädigung für die zwei Jahre, die Julia und fünfzig Kollegen, die unter ihrer Leitung standen, hart gearbeitet hatten.

»Ich steige hier aus und gehe den Rest des Weges zu Fuß«, sagte Julia, an den Chauffeur gewandt.

Der Fahrer wies sie auf die Heftigkeit des Gewitters hin.

»Das ist das Erste, was mir an diesem Tag Freude macht«, erwiderte sie und schlug die Tür zu.

Der Chauffeur sah sie über die Straße zu dem Spielzeuggeschäft huschen. Was machte ihr der Regen aus, wenn ihr Tilly hinter der Fensterfront zuzulächeln schien? Julia konnte es sich nicht verkneifen, ihm verstohlen zuzuwinken. Zu ihrer großen Überraschung erwiderte ein kleines Mädchen,

das neben dem riesigen Plüschtier stand, ihren Gruß. Seine Mutter nahm es energisch bei der Hand und versuchte, es zum Ausgang zu zerren, doch das Mädchen befreite sich und schlang die Arme um den Fischotter. Julia beobachtete die Szene. Das Mädchen klammerte sich regelrecht an Tilly, und die Mutter schlug der Kleinen auf die Finger, damit sie das Stofftier losließ. Julia betrat das Geschäft und steuerte auf die beiden zu.

»Wussten Sie, dass Tilly über magische Kräfte verfügt?«, fragte Julia.

»Wenn ich eine Verkäuferin brauche, gebe ich Ihnen Bescheid, Miss«, entgegnete die Frau und sah ihre Tochter vorwurfsvoll an.

»Ich bin keine Verkäuferin, ich bin seine Mutter.«

»Wie bitte?«, erwiderte die Mutter der Kleinen mit erhobener Stimme. »Soweit ich weiß, bin das immer noch ich!«

»Ich sprach von Tilly, dem Plüschtier, das Ihre Tochter allem Anschein nach ins Herz geschlossen hat. Ich habe es zur Welt gebracht. Erlauben Sie mir, es ihr zu schenken. Ich kann gar nicht mit ansehen, wie es so allein in diesem grell erleuchteten Schaufenster sitzt. Das aggressive Licht der Scheinwerfer wird sein Fell ausbleichen, dabei ist Tilly so stolz auf sein graublaues Haarkleid. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie viele Stunden wir damit zugebracht haben, die richtigen Farben für Nacken, Hals, Bauch und seine Schnauze zu finden, um ihn wieder zum Lächeln zu bringen, nachdem sein Haus von den Fluten davongetragen wurde.«

»Ihr Tilly bleibt in diesem Geschäft, und meine Tochter wird lernen, an meiner Seite zu bleiben, wenn wir in der Stadt sind!«, erwiderte die Mutter und zog so kräftig am Arm ihres Kindes, dass es die Pfote des großen Stofftiers loslassen musste.

»Tilly würde sich freuen, eine Freundin zu haben«, beharrte Julia.

»Sie wollen einem Plüschtier Freude machen?«, fragte die Mutter kopfschüttelnd.

»Heute ist ein etwas außergewöhnlicher Tag. Tilly und ich würden uns glücklich schätzen und Ihr Töchterchen, glaube ich, auch. Ein einziges Ja, um drei Wesen glücklich zu machen, das ist doch eine Überlegung wert, finden Sie nicht?«

»Oh nein! Alice bekommt kein Geschenk, und schon gar nicht von einer Wildfremden. Guten Abend, Miss!« Damit steuerte sie auf den Ausgang zu.

»Alice hätte es aber verdient. Beschweren Sie sich bitte in zehn Jahren nicht!«, rief Julia ihr nach und schluckte ihren Zorn hinunter.

Die Mutter wandte sich um und bedachte sie mit einem hochmütigen Blick. »Sie haben ein Plüschtier zur Welt gebracht und ich ein Kind. Also behalten Sie bitte Ihre Lebensweisheiten für sich.«

»Stimmt, kleine Mädchen sind nicht wie Plüschtiere. Vor allem lassen sich die

Schrammen, die man ihnen zufügt, nicht so leicht ausbessern!«

Empört verließ die Frau den Laden. Mutter und Tochter entfernten sich auf dem Bürgersteig der Fifth Avenue, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Entschuldige, Tilly«, sagte Julia zu dem Plüschtier. »Ich glaube, ich war nicht besonders geschickt. Du weißt ja, Diplomatie ist nicht meine Stärke. Aber keine Sorge, wir finden noch eine nette Familie für dich.«

Der Geschäftsführer, dem nichts von der Szene entgangen war, trat auf sie zu.

»Schön, Sie zu sehen, Miss Walsh. Sie waren sicher schon seit über einem Monat nicht mehr hier.«

»Ich hatte viel Arbeit in den letzten Wochen.«

»Ihr Fischotter ist ein Riesenerfolg. Dies ist schon das zehnte Exemplar, das wir bestellt haben. Vier Tage im Schaufenster, und, hopp, sind sie verkauft«, versicherte der Mann und rückte das Plüschtier wieder an seinen Platz. »Obwohl dieses, wenn ich mich nicht irre, schon fast zwei Wochen hier ist. Aber kein Wunder, bei diesem Wetter ...«

»Das hat nichts mit dem Wetter zu tun«, erwiderte Julia. »Dieser Tilly hier ist der echte, deshalb ist er komplizierter und muss sich seine Familie selbst aussuchen.«

»Miss Walsh, das sagen Sie jedes Mal, wenn Sie uns besuchen«, meinte der Geschäftsführer belustigt.

»Alle sind Originale«, bestätigte Julia und verabschiedete sich.

Es hatte aufgehört zu regnen. Julia trat auf die Straße, machte sich auf den Heimweg und tauchte in der Menge unter.

Die Bäume der Horatio Street beugten sich unter der Last der nassen Blätter. Am Frähabend kam die Sonne schließlich wieder zum Vorschein, um dann über dem Hudson River unterzugehen. Ein sanftes purpurfarbenes Licht erleuchtete die schmalen Straßen des West Village. Julia grüßte den Wirt des kleinen griechischen Restaurants gegenüber von ihrem Haus. Der Mann, der gerade die Tische auf seiner Terrasse eindeckte, erwiderte ihren Gruß und fragte, ob er ihr einen Tisch für den Abend reservieren sollte. Julia lehnte höflich ab und versprach, am morgigen Sonntag zum Brunchen zu kommen.

Sie schloss die Eingangstür des kleinen Hauses auf, in dem sie wohnte, und stieg die Treppe in den ersten Stock hinauf. Oben auf der letzten Stufe saß Stanley und wartete.

»Wie bist du raufgekommen?«

»Mister Zimoure, der Geschäftsführer des Ladens unten im Haus, war gerade dabei, Kartons ins Untergeschoss zu tragen. Ich bin ihm zur Hand gegangen, und wir haben über die letzte Schuhkollektion gesprochen, ein wahres